

Trösten – oder: Die Kunst, nicht trösten können zu wollen

„Ich erzähle nichts Ungewöhnliches, wenn ich sage, ich hätte überall, wo ich war, Gedichte aufgesagt und verfaßt“, schreibt die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger in ihrem Buch „weiter leben. Eine Jugend“.¹ 1931 in Wien als Tochter einer jüdischen Mutter geboren, wurde sie als Zwölfjährige zusammen mit ihrer Mutter nach Theresienstadt deportiert und kam von dort über Auschwitz ins Konzentrationslager Christianstadt; und die Geschichte dieser Jugend erzählt sie hier.

„Ich erzähle nichts Ungewöhnliches, wenn ich sage, ich hätte überall, wo ich war, Gedichte aufgesagt und verfaßt. Viele KZ-Insassen haben Trost in den Versen gefunden, die sie auswendig wußten. Man fragt sich, worin denn das Tröstliche an so einem Auftragen eigentlich besteht. Meistens werden Gedichte von religiösem oder weltanschaulichem Inhalt erwähnt oder solche, die einen besonderen emotionalen Stellenwert in der Kindheit des Gefangenen hatten. Mir scheint es indessen, daß der Inhalt der Verse erst in zweiter Linie von Bedeutung war und daß uns in erster Linie die Form selbst, die gebundene Sprache, eine Stütze gab. Oder vielleicht ist auch diese schlichte Deutung schon zu hoch gegriffen, und man sollte zu allererst feststellen, daß Verse, indem sie die Zeit einteilen, im wörtlichen Sinne ein Zeitvertreib sind. Ist die Zeit schlimm, dann kann man nichts Besseres mit ihr tun, als sie zu vertreiben, und jedes Gedicht wird zum Zauberspruch.“²

Die folgende Überlegung über das Trösten bewegt sich nicht in den Bahnen einer schwergewichtigen Theodizee, und sie hebt auch nicht auf die Begleitung schwerkranker oder trauernder Menschen ab. Mich interessiert das Trösten als ein eher alltäglicher Vorgang – unter Umständen sogar in außerordentlichen Situationen. Das Trösten kommt insofern zur Sprache als ein Moment dessen, was Eberhard Hauschildt „Alltagsseelsorge“ genannt hat.³

Doch so alltäglich das Trösten auch faktisch ist, ich wende mich damit einem Geschehen zu, das, nachdem es in der Christentumsgeschichte für lange Zeit eine höchst prominente Rolle gespielt und auch eine bedeutende Tradition seiner Reflexion hervorgerufen hat, bis vor nicht allzu lan-

1 Ruth Klüger, weiter leben. Eine Jugend, Göttingen 1992, 122.

2 Ebd., 122f.

3 Vgl. z.B. Eberhard Hauschildt, Alltagsseelsorge, in: Uta Pohl-Patalong / Frank Muchlinsky (Hgg.), Seelsorge im Plural. Perspektiven für ein neues Jahrhundert, Hamburg 1999, 8-16.

ger Zeit jahrzehntelang in ein fast schon verschämtes Schweigen gehüllt war. Der Generalverdacht gegen eine Religion als Vertröstung hat hier seine Spuren hinterlassen.⁴ Von daher ergibt sich denn auch die Schrittfolge der Überlegung, die nach einer exemplarischen Situationsanalyse und einem historischen Exkurs eine psychologische Vergewisserung unternimmt sowie eine zweifache Orientierung versucht.

1. Fraglichkeit und Fraglosigkeit

Trösten ist ein bekanntes und vertrautes Geschehen. Wer hat noch nie zumindest eine Trost-Bemühung erfahren, oder hat noch nie versucht, sich über etwas hinwegzuträsten? Wem war noch nie trostlos zumute, oder wer ist im Versuch zu trösten noch nie gescheitert? – Beim Trösten ist das wie bei praktisch-theologischen Gegenständen überhaupt keine nebensächliche Angelegenheit. Es ist vielmehr der Punkt, wo die Reflexion ihren Ausgang nehmen muss: das Trösten als etwas, das bekannt und vertraut ist, mit dem wir je schon in dieser oder jener Weise umgehen und das wir in der einen oder anderen Weise immer schon befragen.

Ich stelle deshalb zunächst Ansichten bzw. Äußerungen von Studierenden der Universität Münster vor, die diese am Beginn eines Seminars zum Thema „Trösten“ zusammengetragen haben. Natürlich haben diese Nennungen nicht die Validität einer repräsentativen Erhebung, gleichwohl legen sie zeitgenössische Sichtweisen und Plausibilitäten frei und sind im konkreten Lernprozess ja auch unhintergehbare Ausgangs- und Anknüpfungspunkte. Ich stelle die Äußerungen der Studierenden aus der Eröffnungsphase des Seminars hier allerdings in einer bereits systematisierten Weise vor.

Zunächst, es gibt eine sehr hohe Übereinstimmung unter den Studierenden. Es gibt viele wortwörtliche Mehrfachnennungen, andere Äußerungen überschneiden sich sachlich.⁵ Die Spitzenreiter sind: **Zuhören** und **Zeit / Zeit haben**, gefolgt von **Nähe**, **Aufrichtigkeit / Ehrlichkeit / Authentizität** und **Verständnis**.

4 Zum neueren Trost-Diskurs in der Praktischen Theologie evangelischer und katholischer Provenienz vgl. z.B. Holger Eschmann, Theologie der Seelsorge. Grundlagen, Konkretionen, Perspektiven, Neukirchen-Vluyn 2000, 121-152; Georg Langenhorst, Trösten lernen? Profil, Geschichte und Praxis von Trost als diakonischer Lehr- und Lernprozess, Ostfildern 2000. Eine kritische Auseinandersetzung führt Henning Luther, Die Lügen der Tröster. Das Beunruhigende des Glaubens als Herausforderung für die Seelsorge, Praktische Theologie 33 (1998) 163-176. Weitere Literatur in: Günter Stemberger / Eike Kohler, Art. Trost, in: TRE XXXIV (2002), 143-153; Georg M. Eisenstein, Art. Trost, in: LThK³ X (2001), 271; Ottmar Fuchs / Georg M. Eisenstein, Art. Trostlosigkeit, a.a.O., 271f.

5 Die Äußerungen der Studierenden sind im Folgenden durch Fettdruck hervorgehoben.

Die Übereinstimmung erschöpft sich aber nicht nur in Einzelheiten. Vielmehr lassen sich vier große Tendenzen namhaft machen:

- Erstens überwiegen bei weitem die Nennungen, die Trost transitiv verstehen. Trost kommt vornehmlich in den Blick als etwas, das anderen gegeben wird, anderen gespendet werden soll. Im Grunde gibt es nur zwei Nennungen, die ein intransitives Verständnis, Trösten als Sich-Trösten, zumindest nicht ausschließen: die **Schokolade**, die mehrfach genannt wird, und die **Hoffnung**, die jedenfalls einmal *nicht* mit dem Verb „geben“ verbunden war.
- Zweitens beziehen sich die meisten Nennungen auf verbale Kommunikation. Trösten wird nahezu ausschließlich als ein Vorgang verstanden, der sich in und als Gespräch vollzieht. Zur durchgängigen und auch prominenten Nennung des Zuhörens kommen: die ausdrückliche Erwähnung von **Gesprächsmöglichkeit** oder Nennungen wie z.B. die **Situation in Worte fassen** und dann auch Umstände oder nonverbale Anteile des Gesprächs: **Gesten verstehen, in den Arm nehmen, Ruhe, angenehme Atmosphäre**. Demgegenüber werden nur vereinzelt genannt: **die Unterstützung (auch weiterhin)**, die auf das Gespräch zumindest nicht festgelegt ist, und **gemeinsame Aktivitäten (Spaziergänge, trinken, essen,...)**.
- Verstärkt wird dieser Befund durch einen dritten Umstand: Die Vorstellungen, die hinsichtlich des Tröstens benannt werden, sind unmittelbar polarisiert. Es werden sofort Verhaltensweisen benannt, die als gut, angemessen oder wünschenswert empfunden oder die als unerwünscht, hinderlich bzw. geradezu deplaziert angesehen werden – und abgelehnt werden: **Phrasen, Floskeln, Standardsprüche, viel Quatschen**.
- So ist schließlich viertens zu konstatieren, dass die Bestimmung des Gesprächs hinsichtlich seines Gehaltes, durchgehend negativ geschieht. Als eine gewisse Ausnahme kann vielleicht gelten: **Entscheidung liegt beim Trostbedürftigen**. Aber insgesamt dominiert die Negation im Ausschluss von: **Leid rechtfertigen, Schuldfrage stellen, gute / weise / „man sollte“-Ratschläge** geben. All das wird ausgeschlossen, fällt unter das „Vertrösten“ als Oberbegriff alles dessen, was nicht sein darf bzw. als unangemessen erachtet wird. Deutungen oder Handlungsorientierungen scheinen insofern nicht in das tröstende Gespräch zu gehören.

So wird das Trösten insgesamt aber als ein höchst anspruchsvolles Unternehmen erachtet, das alltägliche Verhaltensweisen und zumal zeitlich enger begrenzte Interaktionen ausschließt. **Aufmuntern** oder **ablenken** scheiden deshalb aus. Trösten erfordert: **Zeit haben, innerlich präsent sein, Signalisieren „ich bin da“**.

Zusammengefasst: „Trösten“ tritt auf als (1) Handeln am anderen Menschen, (2) das sich vornehmlich in und als Gespräch vollzieht, (3) dessen Gehalt aber nur negativ umrissen werden kann, nämlich in Abgrenzung vom „Vertrösten“; und dieses Verständnis erfreut sich ganz offensichtlich einer hohen Zustimmung.

Nun sind damit gewiss zentrale Momente dessen genannt, wie Trost geht und was in der tröstlichen Zuwendung zu beachten oder zu vermeiden ist. Allerdings so fraglos, wie es scheint, ist ein so verstandenes Trösten nicht; und aus diesem Grunde werfe ich einen kurzen Blick in die Historie.

2. Von steilen und mäandernden Diskursen

Die Geschichte der Praxis des Tröstens ist – soweit ich sehe – erst noch zu schreiben.⁶ Wenn sie geschrieben würde, dann wären für mich vier Gestalten auf jeden Fall zu berücksichtigen: Boethius und Meister Eckhart, Martin Luther und Ignatius von Loyola.

2.1 Trost als Stelle einer Gott-Unmittelbarkeit

Martin Luther (1483-1546) und Ignatius von Loyola (1491-1556) dürften nicht fehlen, denn sie sind „Reformatoren des Trostes“. Ob Luther und Ignatius so ohne Weiteres parallelisiert werden können, sei dahingestellt, für den praktisch-theologischen Diskurs ist jedoch bedeutsam: Beide, Ignatius wie Luther, heben in ihrer Theologie bzw. Seelsorgepraxis den Trost hoch auf den Schild; und beide tun sie es, indem sie ihn identifizieren als die Stelle einer Gott-Unmittelbarkeit. Trost ist – so sehr dazu Menschen in den Dienst genommen werden – eine unmittelbare Gottesgabe.

„Siehe“, heißt es zum ersten Gebot in Luthers *Großem Katechismus*, „da hast du nun, was die rechte Ehre und Gottesdienst ist, so Gott gefällt, (...) daß das Herz keinen andern Trost noch Zuversicht wisse, denn zu ihm“⁷; und in den *Geistlichen Übungen* des Ignatius gewinnt die Unterscheidung von Trost und Trostlosigkeit ja deshalb eine geradezu strategische Bedeutung, als die Tröstung „ohne Ursache“: ohne jedes vorherige Verspüren oder Erkennen irgendeines Gegenstandes, durch den diese Tröstung mittels der eigenen Akte von Verstand und Willen käme“⁸, das Kriterium dafür abgibt, dass in der Situation der Wahl Gott am Werke ist.⁹

6 Einzelstudien verzeichnen Günter Stemberger / Eike Kohler, a.a.O., 152f.

7 Martin Luther, Deutscher Katechismus, in: BSLK¹², 563.

8 Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen. Nach dem spanischen Urtext übers. von Peter Knauer, Würzburg 32003, 133 (Nr. 330).

9 Der Trost bzw. die Tröstung treten bei beiden in einer immer schon seelsorglichen Perspektive und insofern auch nicht isoliert auf, sondern als die zentralen Determinanten einer Situation, in der der Glaube durch die „Anfechtung“ (Luther)

So sind diese beiden aber „Reformatoren“, indem sie auch restituieren, was ein Grundzug der biblischen Zeugnisse ist: Trost ist Gottes Sache. Allein von ihm, dem „Gott allen Trostes“ (2. Kor 1,3), kann der Mensch diesen erwarten; und mit ihm ist im Zweifelsfall auch in Klage und Anklage auszufechten, was es auszutragen gibt. Weshalb ja die Freunde des Ijob zu „leidigen Tröstern“ (Ijob 16,2) werden, weil sie meinen, sich da einmischen zu dürfen. Und weist nicht vielleicht in dieselbe Richtung der Umstand, dass *parakaleo* bei Paulus teils mit „trösten“, teils aber auch mit „ermahnen“ zu übersetzen ist?¹⁰ Dass nämlich – so schwer sich das auch mit heutigen Plausibilitäten vermitteln lässt – die menschliche Trostbemühung zuletzt nur „Ermahnung“ sein kann: Menschlicher Trost ist Anleitung, den Trost da zu suchen, wo er überhaupt nur zu finden ist, und deshalb auch dringliche Einladung dazu – eben Ermahnung.

2.2 Vielfalt des Tröstens und der Trostgründe

Auch Boethius (470-524) und Meister Eckhart (um 1260-1328) dürften in einer Geschichte des Tröstens jedoch nicht fehlen, und zwar aus zwei Gründen: Zum einen bezeugen die beiden die erstaunliche Kontinuität des Trost-Diskurses von der Antike bis hinein ins Mittelalter, in dem Trösten ganz wesentlich auch Sich-Trösten meint, wie es gerade des Boethius Schwanengesang, seine im Gefängnis verfasste Schrift *Trost der Philosophie*, eindrücklich vor Augen stellt.¹¹

Zum anderen sollten Boethius und Eckhart vertreten sein, um zu befremden, zu verunsichern. Denn für heutige Leserinnen und Leser ist es schon sehr befremdlich, wie etwa Meister Eckhart in seinem *Buch der göttlichen Tröstung*¹² ohne jede Scheu alles zusammenträgt, was Menschen vielleicht trösten könnte, und wie deshalb seine Anleitung zur Einung des Seelengrundes mit Gott *und* Ratschläge, wie sie auf dem Markt zu hören sind, umstandslos nebeneinander stehen. Wer hätte das gedacht, dass eine Trostfigur, die nicht selten in Todesanzeigen auftaucht und den Schmerz durch den Dank zu vertauschen sucht, auch beim großen Eckhart zu finden ist: „Nun sage ich: Sintemalen dem Menschen, alles das, was gut oder tröstlich oder zeitlich ist, ihm auf Borg geliehen ist, was hat er dann zu klagen, wenn der, der es ihm geliehen hat, es zurücknehmen will? Er soll Gott danken, der es ihm so lange geliehen hat.“¹³

Das ganze alte Repertoire von möglichen Trostgründen, ob sie nun bi-

– vgl. Holger Eschmann, a.a.O., 138-144 – oder durch die „Trostlosigkeit“ (Ignatius) infrage gestellt wird.

10 Vgl. J. Thomas, Art. *parakaleo*, in: EWNT III (1983), 54-64.

11 Boethius, *Trost der Philosophie*. Lateinisch-deutsch, hrsgg. u. übers. v. Olof Gigon, 3., überarb. Aufl., München 1981.

12 Vgl. Meister Eckhart, *Das Buch der göttlichen Tröstung*, in: Deutsche Predigten und Traktate, hrsgg. u. übers. v. Josef Quint, München 1995, 101-139.

13 Ebd., 120.

blischer oder philosophischer Provenienz sind, ist hier noch zu finden. Boethius und Eckhart können daran erinnern, dass Menschen viele Gründe und Weisen kennen, sich und andere zu trösten – ob wir sie teilen oder nicht;¹⁴ und diese Vielfalt in der eigenen Tradition vorzufinden, könnte uns auch vorsichtiger sein lassen im Hinblick darauf, was wir zunächst und zumeist ausschließen.

Trost finden Menschen in vielem: Die Musik kann trösten. Mit seinem Leierspiel hilft der junge David König Saul über seine dunklen Stimmungen hinweg (vgl. 1. Sam 16,23). Bilder haben ein Trostpotalential, und dazu müssen sie nicht „schön“ sein. Die Trostbilder schlechthin der Christenheit sind das Kreuz und die Pietà. Trost spenden Menschen sich und anderen auch in kleiner Münze. Dazu gehört die Ablenkung so gut wie die Spruchweisheit: „Besser ein trockenes Stück Brot und Ruhe dabei / als ein Haus voll Braten und dabei Streit“ (Spr 17,1). Überhaupt gehören Essen und Trinken dazu, und körperliche Bewegung und auch die Dichtung.

3. Von Realitätsverlust und Realitätsgewinn

„Ist die Zeit schlimm, dann kann man nichts Besseres mit ihr tun, als sie zu vertreiben, und jedes Gedicht wird zum Zauberspruch“, heißt es bei Ruth Klüger. Natürlich spricht hier auch die Literaturwissenschaftlerin, die die Anfänge deutscher Lyrik in den *Merseburger Zaubersprüchen* kennt, wie ja der ganze Text eine einzige Kette von Metaphern ist. Auch das „Vertreiben der Zeit“ ist Metaphorik. Wir können die Zeit nicht vertreiben wie eine Fliege.

Im bereits erwähnten Seminar wurde lange über diese Aussage von Ruth Klüger diskutiert. Ein Teilnehmer meinte schließlich: Das, was Ruth Klüger da beschreibe, wie sie sich bei den endlosen Lagerappellen mit der Rezitation von Gedichten aufrecht gehalten habe, das habe für ihn geradezu den Charakter einer Widerstandshandlung. In der Situation, in der andere rund um die Uhr über sie verfügen, ihr den Tag einteilen, ihr die Lebenszeit, ihre Jugend rauben, reißt sie die Zeit wieder an sich, macht sie sie wieder zu ihrer eigenen Zeit. Mittels der Gedichte und des Rhythmus ihrer Verse, die die Zeit einteilen, teilt sie, Ruth Klüger, sich die Zeit ein.

Ich halte das für eine mögliche Interpretation. Vor allem aber ist damit im Kern beschrieben, was ich auch für eine mögliche Antwort halte auf die

14 Informative und als heuristische Raster praktisch-theologisch hilfreiche Typologien finden sich bei Günter Stemberger / Eike Kohler, Art. Trost, a a O., 147, und in Reinhard Schmidt-Rost, Trost oder Theodizee?, in: Michael Nüchtern (Hrsg.): Warum läßt Gott das zu? Kritik und Allmacht Gottes in Religion und Philosophie, Frankfurt a. M. 1995, 96f.

Religionskritik Sigmund Freuds (1856-1939), an welcher Kritik eine praktische Theologie des Tröstens nicht vorbeigehen sollte.

3.1 Illusion

Freuds Kritik ist nämlich durchaus hilfreich. Für ihn ist die Religion zwar Illusion, Produkt menschlicher Wünsche und ist der Trost der Religion kontraproduktiv, weil er verhindert, sich der Realität zu stellen. In der gewissenhaften Weise, dies zu beschreiben, macht Freud jedoch auf den gewichtigen Unterschied von Wunsch und Wunscherfüllung aufmerksam.

„Wir heißen“, so Freud in *Die Zukunft einer Illusion*, „einen Glauben eine Illusion, wenn sich in seiner Motivierung die Wunscherfüllung vordrängt ...“.¹⁵ Das heißt, eine Illusion im engeren Sinne, in dem Freud diesen Terminus gebraucht, ist nicht mit jeder aus einem Wunschdenken entspringenden Vorstellung gegeben. Es ist auch nicht jeglicher Irrtum eine Illusion. Diese entsteht vielmehr, wenn der Wunsch nach *Erfüllung* des Wunsches dazu führt, die Realität zu leugnen und zu verdrehen.

Dass Wünsche selbst eine Realität sind, ist ja schwer zu leugnen. Aber mehr noch: Wünsche bewegen uns immer auch dazu, das, was ist oder geschehen ist, nochmals neu und anders in den Blick zu nehmen, es einer Neubewertung zu unterziehen – und nicht immer zu Unrecht. Wünsche befähigen uns zudem, auf das, was ist oder geschehen ist, so oder so handelnd einzugehen – und wie notwendig ist das! Als 1792 das britische Parlament den Sklavenhandel im Empire durch Gesetz verbot, fragte William Wilberforce, der Vorkämpfer dieses Gesetzes, einen Freund: „Und, was wollen wir jetzt abschaffen?“¹⁶ Illusionär werden die Sicht auf und der Umgang mit der Welt erst dann, wenn die wechselseitige kritische Korrektur zusammenbricht zwischen dem, was ich wünsche, und dem, was ich erlebe bzw. was mir begegnet.

Insofern gibt Freud einer praktischen Theologie des Tröstens aber ein Kriterium an die Hand, auch wenn es nur negativer Art ist: Es darf keine Wunscherfüllung simuliert werden. *Die Differenz zwischen Wunsch und Wunscherfüllung ist auszuhalten.*

3.2 Übergangsobjekt

Der Spalt zwischen Wunsch und Wunscherfüllung kann aber nicht nur Einfallstor eines infantilen Realitätsverlusts sein. Vielmehr kann der Spalt

15 Sigmund Freud, *Die Zukunft einer Illusion* (Erstveröffentlichung: 1927), in: ders., *Massenpsychologie und Ich-Analyse; Die Zukunft einer Illusion*, Frankfurt a. M. 1993, 134.

16 Rupert Neudeck erzählte diese Anekdote am 27. 5. 2005 in Münster – anlässlich der Verleihung des Doktors der Theologie ehrenhalber an ihn durch die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Münster.

zwischen Wunsch und Wunscherfüllung auch zum Ausgangspunkt eines gerade erwachsenen Realitätsbezugs werden; und das ist die zentrale Entdeckung des Kinderarztes und Analytikers Donald W. Winnicott (1896-1971).

Winnicott ist der Entdecker des dann von ihm so genannten *Übergangsobjekts*.¹⁷ Das bekannteste Übergangsobjekt der Welt ist vielleicht die Schmusedecke von Linus aus der Schar der *Peanuts*. Decken, Kinderschlafsäcke, Taschentücher, sogar einzelne Fäden, natürlich Puppen, der Teddybär oder andere Stofftiere *können* Übergangsobjekte *werden*, wenn und insofern sie nicht nur helfen, die Abwesenheit der Mutter, den zeitweiligen Entzug der allmächtigen Ernährerin zu überstehen, sondern auch kreativ zu verarbeiten.

Ohne die gesamte Theorie auszubreiten,¹⁸ lässt sich das Übergangsobjekt am leichtesten charakterisieren in Absetzung vom Fetisch. Der Fetisch ersetzt die andere, die abwesende Person, wie nach Karl Marx das Geld als Fetisch an die Stelle wirklicher menschlicher Beziehungen zur Welt tritt. Im Übergangsobjekt aber wird nicht eine Wunscherfüllung simuliert wie im Fetisch, sondern es wird die Differenz zwischen Wunsch und Wunscherfüllung gerade aufrechterhalten. Der Teddybär z.B. ersetzt nicht die Mutter, sondern repräsentiert sie. Winnicott sagt, das Übergangsobjekt „ist“ nicht die Mutter (oder die Mutterbrust), sondern „bedeutet“ sie.¹⁹ Anders gesagt: Das Übergangsobjekt hält die Mutter anwesend *als* eine abwesende.

Damit ist ein zweites, ein positives Kriterium gegeben, sogar ein Kriterium für erwachsene Religiosität, die sich nämlich durch diese Fähigkeit auszeichnet, *das Abwesende als Abwesendes anwesend zu halten*.

3.3 Symbolisierung

Ähnlich wie bei Freud resultiert daraus auch bei Winnicott eine Kultur- bzw. Symboltheorie, allerdings eine andere.²⁰

Das Kind, das mit dem Teddybär spricht, hat nicht eine gestörte Beziehung zur Realität, sondern es realisiert eine Störung, die in die ursprüngliche Symbiose einbricht; und so kann es sich ereignen, dass das Kind zu *spielen* beginnt. Das heißt, es entdeckt den Spielraum zwischen sich und anderem, und die Eigenart von anderem, nicht einfach Teil des eigenen

17 Vgl. Donald W. Winnicott, *Vom Spiel zur Kreativität*, Stuttgart 192002, 10-36.

18 Vgl. Werner Sesink, *Vermittlungen des Selbst. Eine pädagogische Einführung in die psychoanalytische Entwicklungstheorie D. W. Winnicotts*, Münster 2002.

19 Vgl. Donald W. Winnicott, a.a.O., 15.

20 Vgl. Heribert Wahl, *Glaube und symbolische Erfahrung. Eine praktisch-theologische Symboltheorie*, Freiburg i. Br. 1994, 161-197; Andreas Odenthal, *Liturgie als Ritual. Theologische und psychoanalytische Überlegungen zu einer praktisch-theologischen Theorie des Gottesdienstes als Symbolgeschehen*, Stuttgart 2002, 101-192.

Selbst, sondern Anderes zu sein, als Anderes aber das Angebot zu enthalten, damit umzugehen und eine Bedeutung „für mich“ zu gewinnen.

Kulturelle Hervorbringungen, Welt- und Lebensdeutungen sind nach Winnicott deshalb nicht – wie bei Freud – vielleicht unverzichtbare, aber nichtsdestoweniger bloße Kanalisierungen des Lebens, sondern sie haben realitäterschließende Funktion: Wie aber das Übergangsobjekt wirklich ein *Übergangsobjekt* ist, denn es geht ja um die Ablösung von der Mutter, so ist nun das Symbol für Winnicott ein *Beziehungsbegriff*. Symbol meint im Klartext immer Symbolisierung. Und wie das Übergangsobjekt das Abwesende als Abwesendes anwesend hält, so kann auch die Symbolisierung nur mittels eines „Paradoxon“ beschrieben werden: „Das Kleinkind erschafft das Objekt, aber das Objekt war bereits vorher da, um geschaffen und besetzt zu werden.“²¹ Bzw. umgekehrt formuliert und symboltheoretisch verallgemeinert: Damit ein Subjekt im angebotenen Symbol einen Sinn finden kann, muss das Subjekt diesen zugleich selber erfinden, neu hervorbringen können.

Damit Symbolisierung geschieht, muss etwas gegeben sein – wie etwa im Beispiel Ruth Klügers die Balladen, die sie aufgrund ihrer bürgerlichen und bildungsbeflissenen Herkunft auswendig kannte; und diese Balladen stellten allein schon mit ihrer Rhythmik ein Angebot dar. Wie auch der Teddybär für das Kleinkind ein Angebot ist und bereits in seiner physischen Beschaffenheit (flauschig und weich bzw. fähig, Deformationen zu überstehen) einen Vorschlag unterbreitet, damit so oder so umzugehen. Damit Symbolisierung geschieht, muss die Bedeutung, der Sinn aber zugleich von Menschen dem Gegebenen (neu) verliehen werden können. Es muss das Angebotene, Vorgeschlagene in Annahme und Antwort bewahrheitet werden.²²

Davon ausgehend kann aber als ein drittes Kriterium, und zwar als ein Kriterium dafür, wie Trost geht, der *nicht* zur Vertröstung degeneriert, das Desiderat benannt werden, *das Paradox der Symbolisierung auszuhalten*.

4. Zwischen Lebenskunst und Lebensverheißung

Die zusammengetragenen Momente bilden gewiss erst eine vorläufige Skizze, sie bergen andererseits aber auch eine Fülle von möglichen Fortführungen. Ich beschränke mich auf zwei Momente.

21 Vgl. Donald W. Winnicott, a.a.O., 104.

22 Zur hier auftauchenden „responsiven Differenz“ (B. Waldenfels) und dem Unterschied zwischen dem Eingehen auf vorgezeichnete Möglichkeiten, dem Annehmen und Ablehnen eines Angebots und dem Antworten auf Ansprüche vgl. Reinhard Feiter, *Antwortendes Handeln. Praktische Theologie als kontextuelle Theologie*, Münster 2002, 181ff.

4.1 Trösten: mehr als Zu-spruch und Zu-hören

Trösten ist ein vielgestaltiges Geschehen. Tröstende tun sich keinen Gefallen, wenn sie den Rahmen zu eng stecken. Die Einschränkung des Tröstens auf die wortsprachliche Interaktion, auf das Gespräch bedeutete sogar, einen Vorgang zu prolongieren, in der die christliche Seelsorgepraxis selbst zu einer Entleerung des Tröstens beigetragen und sie dem religionskritischen Generalverdacht ausgesetzt hat.

Das Grimm'sche *Wörterbuch der Deutschen Sprache* kann dies in Erinnerung rufen, wenn es ausführt: „(...) einmal drückt *trost* passivisch die empfindung der festigkeit aus (,vertrauen, hoffnung, zuversicht'), dann die gewährung (bzw. das empfangen) von festigkeit durch die tat (,hilfe, schutz, rettung, hilfeversprechen'). in mhd. Zeit überwiegt diese konkrete bedeutung (...) die in der neueren zeit allmählich mehr und mehr vordringende bedeutung kann man umschreiben mit ,festigkeit, die durch zuspruch als seelische stärkung gegeben oder erhalten wird' (...).“ So heißt es schließlich: „(...) diese neuere bedeutung, die *trost* weniger als sichtbare hilfe denn als seelische stärkung zeigt, erwächst aus der religiösen verwendung des wortes.“²³

So wenig ich nun umgekehrt einer Verengung des Tröstens auf praktische Hilfe bzw. auf effektive Veränderung von Situationen das Wort reden möchte: Es ist ein Alarmsignal, dass die religiöse Verwendung der Worte „Trost“ und „Trösten“, die Hilfe zum alleinigen *Hilfeversprechen* hat werden lassen; und die Gefahr, dass das Trösten dann eben zur bloßen Vertröstung degeneriert, wird nicht schon dadurch gewendet, dass nun der Zuspruch auf das Zuhören reduziert wird oder dass das tröstliche Gespräch sein Modell und seinen normativen Rahmen von der therapeutischen Beziehung her nimmt.

Als Reaktion auf eine bevormundende Verkündigung bzw. auf einen bevormundenden Umgang mit Menschen in Krisensituationen war das Sich-zurück-Ziehen auf zumindest therapieartige Gesprächsformen in der Seelsorge verständlich und unumgänglich. Es ist insofern auch bezeichnend, dass in den Äußerungen der Studierenden ähnlich wie z.B. in der klientenzentrierten Gesprächstherapie bestimmte Verhaltensweisen ausgeschlossen werden, als da wären: bagatellisieren, moralisieren, Ratschläge geben, ausfragen oder von sich selbst reden.

Allerdings, das Einhalten solcher Anweisungen *kann* am Grundproblem vorbeigehen. Denn nicht das Angebot, nicht der Vorschlag, noch nicht einmal der Anspruch auf Sinnstiftung verhindert den Trost, sondern die Nichtbeachtung der paradoxen Struktur der Symbolisierung: dass eine Person in der angebotenen Deutung oder (gemeinsamen) Handlung einen Sinn nur finden kann, wenn die Person diesen Sinn selber hervor-

23 Art. *Trost*, in: Deutsches Wörterbuch, XI/1, 903; ausführlich dazu: Volker Weymann, *Trost? Orientierungsversuch zur Seelsorge*, Zürich 1989, 41-48.

bringt. Insofern ist nicht weniger bezeichnend – worauf Josef Sudbrack hingewiesen hat²⁴ – dass Ignatius gar keinen Exerzitien-Meister kennt, sondern nur einen, „der die Übungen gibt“, „der einem anderen Weise und Ordnung dafür angibt, sich zu besinnen oder zu betrachten“;²⁵ und wiewohl Ignatius eine „erlaubter- und verdienstlicherweise“ geschehende Einwirkung auf Menschen durchaus konzidiert, ist es für ihn dennoch „beim Suchen des göttlichen Willens angebrachter und besser, daß der Schöpfer und Herr selbst sich seiner frommen Seele mitteilt“.²⁶

Der Trost im transitiven Sinne, der Trost den ich spende, ist deshalb entweder wirklich „Spende“, in der etwas gegeben, übereignet wird, meinen Machtbereich verlässt, das heißt, Trösten im transitiven Sinn geht über in das Trost-Finden der anderen Person, oder Trost findet nicht statt; und deshalb gibt es einen Punkt, wo selbst das unverzichtbare Zuhören dann doch ambivalent werden kann.

4.2 Trösten: die Kunst, nicht trösten können zu wollen

Die Passage nämlich, der Übergang vom Trösten zum Sich-Ereignen des Trostes, wo ich für jemand anderen nichts mehr tun kann, sondern selber getrost sein muss, dass es sich ereignet, ist gefährlich. Hier erstehen viele Versuchungen.

Die letzte von mir genannte Maßgabe der Studierenden für das Trösten lautete: „Signalisieren ‚ich bin da‘“. Ich habe diesen Punkt zuletzt genannt, weil er in gewisser Weise auch die „Spitzenaussage“ darstellt. Denn wer wollte bezweifeln, dass in unzähligen und sowohl in den gewöhnlichsten wie in den schlimmsten Situationen menschlichen Lebens, anderen Menschen tröstlich beizustehen, zuerst verlangt und zuletzt nur heißen kann, da zu sein – sich die Zeit zu nehmen, um da zu sein und zuzuhören und unter Umständen auch nur gemeinsam zu schweigen.

Zumindest bibelfeste Theologinnen und Theologen könnten aber auch erschrecken über den Anspruch, der hier erhoben, und über das latente Versprechen, das hier gegeben wird. Denn „Ich bin der ‚Ich-bin-da‘“, „Ich bin bei euch“ ist der Name unter dem sich Gott Israel offenbart hat und ist in dieser Endzeit seine Verheißung in Jesus Christus.

Wie selten einmal konvergieren hier wirklich humanwissenschaftliche und theologische Optionen: Der Trost als Stelle einer Gott-Unmittelbarkeit menschlicher Existenz, den Luther und Ignatius betonen, und Winnicotts Theorie des Übergangsobjekts, das nicht ersetzt, sondern das Abwesende *a/s* Abwesendes anwesend hält, konvergieren nämlich im Desiderat eines Tröstens, das in der Kunst besteht, nicht trösten können zu wollen, und

24 Vgl. Josef Sudbrack, Geistliche Führung. Zur Frage nach dem Meister, dem geistlichen Begleiter und Gottes Geist, Freiburg i. Br. 1981, 18.

25 Vgl. Ignatius, a.a.O., 27ff., hier: 27 (Nr. 2).

26 Ebd., 32 (Nr. 15).

damit auch eine schlechte Vertröstung jeglicher Art auszuschließen. – Die eingangs genannte Tendenz der Studierenden, das Trösten nicht über einen *bestimmten* Trostgehalt, sondern in seinem *Vollzug* (negativ) zu umreißen, trifft deshalb auch einen zentralen Punkt der Fragestellung.

Vertrösten im Wortsinne heißt, einem Menschen, der mit einem bestimmten Wunsch an mich herantritt, die Erfüllung seines Wunsches für einen späteren Zeitpunkt in Aussicht zu stellen. In vielen Alltagssituationen ist das ebenso unumgänglich, wie es eine wahrhaftige Reaktion darstellen kann. Problematisch wird es erst, wenn meinerseits entweder nicht der Wille existiert oder überhaupt nicht die Möglichkeit besteht, das Erfragte oder Erwünschte zu geben. Das Vorenthalten als solches kann zu Recht und zu Unrecht geschehen. Die Grenze zum Vertrösten im pejorativen Sinn wird in der Täuschung überschritten. Doch die Täuschung, die hier stattfindet, kann in ihrem Grundzug auch den Täuschenden selbst verborgen bleiben. Das Perfide einer Vertröstung liegt nämlich zuletzt darin, dass ich den Wunsch und dann die Hoffnung der anderen Person dazu missbrauche, *sie an mich zu binden*, sie zu mir zurückkommen, vielleicht immer wieder zurückkommen zu lassen. Dann aber wird mit Nichtigem zu trösten versucht und bleiben die Antworten Betrug, wo Zuzuhören schon Trost bedeutete (vgl. Ijob 21,1.34).

Nicht trösten *können zu wollen*, meint insofern beiden Versuchungen zu widerstehen. Die erste Versuchung heißt: „Ich will, dass *mein* oder *unser* (kirchliches, christliches) *Sinnangebot* dich tröstet.“ Die quasi klassische Vertröstung ist Herrschaftsausübung in der Form der Indoktrination. Aber auch der anderen Versuchung ist zu widerstehen, nämlich: „Ich will, dass *ich* dich tröste durch *meine* Zuwendung, durch *mein* Verständnis, durch *mein* Engagement, durch die Zeit, die ich dir schenke.“ Dadurch Selbst-Bestätigung erfahren zu wollen, dass ich es vermag oder auch dass wir es *vermögen*, dich zu trösten, mag in der Praxis sogar der Kern von Vertröstung sein.

Trösten bleibt als Lebenskunst eine Lebensverheißung, und deren Bewahrheitung besteht in der Kunst, nicht trösten können zu wollen.